

I. Die Geschichte(n) der Geschlechter – Einblicke in die historische Geschlechterforschung

Unserer westlichen Kultur liegen eine Fülle von Annahmen und Überzeugungen zugrunde, die als natürlich, universell und überzeitlich erachtet und in unserem Alltagsleben daher auch kaum in Frage gestellt werden. So gilt es als beschlossene Sache, dass Frauen und Männer verschieden sind und dass sie neben spezifischen Geschlechtskörpern auch über charakteristische Eigenschaften verfügen, die sie als Frau oder Mann kennzeichnen. Ohne viel nachzudenken können wir alle diese Geschlechterstereotypen abrufen und aufzählen. Männer, so heisst es, seien rationaler, aktiver und unabhängiger als Frauen, wohingegen diese durch größere Emotionalität, Sensibilität und Anpassungsfähigkeit gekennzeichnet seien. Die als weiblich geltenden Attribute werden zugleich in Zusammenhang mit der potentiellen Mutterschaft der Frau gebracht und als Begründung für deren Zuständigkeit für Kindererziehung und häusliche Arbeit herangezogen, während die dem Manne zugesprochenen Eigenschaften ihn geradezu für Berufswarbeit, Wettbewerb und Konkurrenz prädestinieren.

Seit nunmehr dreißig Jahren in der Zielscheibe feministischer Kritik, wirkt diese traditionelle Sicht auf die Geschlechter in unserem Alltagsdenken und -leben fort und gilt in weiten Teilen der Bevölkerung als Ausdruck einer »natürlichen« Ordnung der Geschlechter. Mit Blick auf die Geschichte wird sich diese traditionelle Geschlechterordnung jedoch als alles andere als zeitlos erweisen. So brachte die historische Geschlechterforschung in den letzten Jahren an den Tag, dass die Vorstellungen von Weiblichkeit und Männlichkeit sich in der Vergangenheit ständig veränderten und einem unablässigen Wandel unterliegen. Aus Sicht der Forschung wird sich unsere heutige Geschlechterordnung als ein historisch sehr junges Phänomen erweisen, das erst mit dem bürgerlichen Aufstieg zur Macht im Zeitalter der Aufklärung durchgesetzt wurde.

Diese Befunde der historischen Geschlechterforschung stellen unser Alltagsverständnis von grundlegenden und biologisch begründeten Unterschieden zwischen den Geschlechtern grundlegend in Frage:

Sind Frauen und Männer tatsächlich von Natur aus verschieden? Oder handelt es sich bei den Geschlechtern vielmehr um gesellschaftliche, politische und soziale Konstrukte, die von den herrschenden Diskursen ihrer jeweiligen Zeit und Kultur hervorgebracht und geformt werden? Die historische Geschlechterforschung geht diesen Fragen nach.

Die Lehre vom einen Geschlecht

Wend' das der Frau nach draußen, nach drinnen gleichsam, und gefaltet zweimal das des Mannes, und finden wirst du gänzlich Gleiches bei den beiden.

(Galen von Pergamon, 130-200)

Die für uns heute als selbstverständlich und natürlich geltende Vorstellung von zwei biologisch verschiedenen Geschlechtern zeigt sich aus historischer Sicht als ein sehr junges Phänomen, das erst im 18. Jahrhundert mit dem Aufstieg des Bürgertums entwickelt und durchgesetzt wurde. Bis dahin hatte es über Jahrtausende hinweg als Allergewaltsweisheit gegolten, dass Frauen und Männer über die gleichen Genitalien verfügten, nur einmal nach außen und einmal nach innen gestülpt. Von dem Historiker Thomas Laqueur, der sich in seiner Studie *Auf den Leib geschrieben* der Rekonstruktion anatomisch-philosophischer Geschlechterentwürfe von der Antike bis zur Moderne widmete, wurde diese Sichtweise als das *Ein-Geschlechter-Modell* benannt¹. Diesem Modell zufolge gab es nur *ein* anatomisches Geschlecht, dessen perfektes Exemplar nach der Geburt als männlich und dessen weniger vollkommenes Exemplar als weiblich eingestuft wurde. Gemäß der bis ins 18. Jahrhundert geltenden Lehre von Aristoteles, derzufolge die Stufen der menschlichen Entwicklung vom Kind über die Frau zum erwachsenen Mann führten, wurde der Mann als das Maß des Menschen erachtet.

Die Annahme von einer grundsätzlichen Ähnlichkeit, wenn auch unterschiedlichen Vollkommenheit von Frau und Mann, spiegelte sich in der Betrachtungsweise der geschlechtlichen Körper wider. Frauen galten als nach innen gekehrte und somit unvollkommene Männer. In dieser Denkweise wurde die Vagina als der innere Penis der Frau, der Uterus als Hodensack und die Eierstöcke als weibliche Hoden wahrgenommen. Die führenden Mediziner und Anatome von der Antike

bis zur Renaissance bestätigten die Annahme von einem weiblichen Penis, dessen Existenz in vielen Anatomiebüchern zeichnerisch niedergelegt wurde². Selbst als im 16. Jahrhundert das Sezieren von Leichen einsetzte, vermochte die Wissenschaft, zutiefst geprägt vom Weltbild ihrer Zeit, nur das im Inneren der Körper zu sehen, was seit Jahrtausenden als bereits bekannt galt. An dem Wissensstand, der gemäß der Lehre von Aristoteles und Galen von einem einzigen Leib ausging, dessen vollkommene Variante der männliche Körper darstellte, änderte sich nichts. Die Ursachen für die Perfektion des männlichen Körpers wurde von Galen in der größeren Hitze des männlichen Körpers erblickt:

Nun, gerade so wie die Menschheit das Vollkommenste unter allen Tieren ist, so ist innerhalb der Menschheit der Mann vollkommener als die Frau, und der Grund für seine Vollkommenheit liegt an seinem Mehr an Hitze, denn Hitze ist der Natur wichtigstes Werkzeug³.

Aufgrund der größeren Hitze und der stärkeren Verbrennungsleistung galt der Mann als vitaler und aktiver und es bestand die Annahme, dass er nicht nur über mehr Körperkraft, sondern auch über einen wacheren Geist verfügte als die Frau.

Die Lehre von den Körperflüssigkeiten, die bis ins 18. Jahrhundert Geltung hatte, kündet jedoch davon, wie ähnlich sich die Körper von Mann und Frau im Ein-Geschlechter-Modell waren. Derzufolge waren weder Menstruationsblut, noch Milch oder Samen Flüssigkeiten, die ausschließlich einem der beiden Geschlechter zugehörig waren. Das Körperinnere, das nicht nur dem Auge des Laien, sondern auch dem des Mediziners verschlossen war, galt als ein rätselhafter Ort beständiger Metamorphosen und eines stetigen Fließens, wobei sich die unterschiedlichsten Körperflüssigkeiten unablässig ineinander verwandeln konnten⁴. So wurde in der Menstruation ein physischer Selbstregulierungsprozess erblickt, mittels dessen sich der Körper überflüssiger und nichtverbrannter Nahrung in Form von Blut entledigen konnte. Es galt daher als durchaus natürlich, dass auch Männer eine Menses haben konnten. Sporadisch oder regelmäßig entließen diese Blutflüsse aus verschiedenen Körperöffnungen: aus der Nase, aus der goldenen Ader, aus einer Wunde, oder als blutiges Spucken⁵. Ebenso konnte

sich aber auch der weibliche Körper dieses Überschusses an anderen Stellen entledigen. In den Aufzeichnungen eines Arztes aus dem 17. Jahrhundert kam das Menstruationsblut bei einer sächsischen Frau aus ihren Augen; bei einer Nonne aus den Ohren; eine Frau aus Stuttgart wurde es durch Erbrechen los; eine Frau aus Trend durch ihren Nabel; manche aus ihren Brüsten und eine andere gar aus ihren Fingern⁶.

In dieser Ökonomie der Flüssigkeiten konnte sich Blut in Milch oder Samen verwandeln und es erschien als durchaus wahrscheinlich, dass auch Männer Milch produzierten. Vor allem feminin wirkende Männer standen im Verdacht, Milch in ihrer Brust zu haben. So überlieferte uns der Hofphysikus Cardanus aus dem 17. Jahrhundert folgende Begebenheit: *Antonio Benzo, Alter 34, bleich, fett und mit dünnem Bartwuchs, hatte soviel Milch, daß er ein Baby stillen konnte*⁷. Wiederholt berichteten Reisende nach ihrer Heimkehr von Männern anderer Länder, die ihren Kindern Milch aus ihren Brüsten gegeben hätten. Berichtet wurde etwa von einem syrischen Grafen, der sein Kind über sechs Monate gestillt haben soll⁸.

Als bewiesen galt es darüberhinaus, dass auch Frauen über Samen verfügten. Sowohl der berühmte griechische Arzt Hippokrates als auch der einflussreiche Anatom Galen, deren medizinische Lehren bis ins 18. Jahrhundert Einfluss hatten, waren davon überzeugt, dass Frauen beim Orgasmus Samen ejakulierten – wenn auch, aufgrund der geringeren Hitze des weiblichen Körpers, einen weniger kraftvollen und formgebenden als den männlichen. Angesichts der grundsätzlichen Ähnlichkeit des weiblichen und des männlichen Körpers merkte Thomas Laqueur zusammenfassend an:

*Alle diese Zeugnisse deuten darauf hin, daß in der Konstruktion des Ein-Geschlecht-Leibes die Grenzen zwischen Blut, Samen, anderen Residuen und Nahrung, zwischen Fortpflanzungs- und anderen Organen, zwischen der Hitze der Leidenschaft und der Hitze des Lebens ohne scharfe Trennlinie und von einer für den modernen Menschen fast unvorstellbaren – und sogar beängstigenden – Porösität waren*⁹.

Da die anatomischen Körper keine solide Grundlage für die Unterscheidung der Geschlechter darstellten, wurden die Grenzen

zwischen Frauen und Männern nicht nur als porös, sondern als prinzipiell instabil wahrgenommen. Bereits ein Verhaltenswechsel oder ein Kleidertausch konnte daher zu immensen Konfusionen führen und Geschlechterverwirrungen unabsehbaren Ausmaßes stiften – eine Tatsache, mit der ja gerade Shakespeare Anfang des 17. Jahrhunderts ausgiebig und zur Erheiterung des Publikums in seinen Komödien spielte. Die Sorge bestand, dass unangemessenes Verhalten oder ein Kleiderwechsel eine Geschlechtsänderung herbeiführen könnte. Dass diese Sorge durchaus berechtigt war, davon künden die vielen historisch bezeugten Fälle von Menschen, die tatsächlich im anderen Geschlecht lebten. Da die meisten von ihnen unerkant blieben und viele erst durch Krankheit oder nach ihrem Tod entdeckt wurden, können über deren tatsächliche Zahl nur Vermutungen angestellt werden. Vor allem für Frauen stellte ein Geschlechtswechsel die Möglichkeit dar, den gesellschaftlichen Einschränkungen ihres weiblichen Standes zu entfliehen. Sie fuhren als Männer auf die See, zogen in den Krieg und gingen an die Universitäten¹⁰. So sorgte im 17. Jahrhundert der Fall der Catalina de Erauso für großes Aufsehen, die als Konquistador nach Südamerika gezogen war und ihrer Exekution wegen zahlreicher Morde in Spanien entging, indem sie zum Erstaunen aller ihren jungfräulichen Körper öffentlich enthüllte. Aufgrund ihrer Jungfräulichkeit und ihrer Tapferkeit wurde ihr nicht nur der Tod erlassen, sie erhielt darüberhinaus auch die königliche und päpstliche Erlaubnis, offiziell Männerkleider tragen zu dürfen. Diesem von höchster Stelle genehmigten Geschlechtswechsel lag die Überzeugung dieser Zeit zugrunde, derzufolge Frauen unter besonders günstigen Bedingungen und mittels entschiedener Anstrengungen in den Besitz der vollkommenen Menschlichkeit, sprich Männlichkeit, gelangen konnten. Da jede Spezies zur Vollkommenheit hinstrebe, so Aristoteles, strebe auch die weibliche Entwicklung unablässig der männlichen Seinsweise zu. Dieser Lehre von Aristoteles entsprach das in der Renaissance entstandene Ideal der heroischen Frau, der sogenannten »Virago«, die »männliche« Tugenden wie Kühnheit, Standhaftigkeit, unabhängige Intelligenz und Führungsqualitäten für sich beanspruchen konnte. Elisabeth I. aus England machte dieses Ideal der jungfräulichen »Virago« erfolgreich für sich geltend¹¹.

Bezeugt wurde auch der Fall der als Frau geborenen Thomasine Hall, die im 16. Jahrhundert als Soldat in den Krieg zog, danach als Frau weiterlebte, um anschließend wieder als Mann auf Reisen zu gehen und schließlich ihren Lebensabend als Kammerzofe zu beschließen. Ihr wurde seitens des Gerichts offiziell die Zweigeschlechtlichkeit bescheinigt: *Hall is a man and a woman*¹².

Nicht immer ging das Gericht jedoch so wohlwollend mit den Geschlechtswechslern um. So berichtete Thomas Laqueur vom Fall der Henrika Schuria aus Holland, die, ihres eigenen Geschlechts müde geworden, sich als Mann kleidete und in die Armee eintrat. Dort wurde sie eines Tages beim Geschlechtsverkehr mit einer Frau entdeckt, bei dem sie den Part des Mannes übernommen hatte. Schuria wurde angeklagt, schuldig gesprochen und dazu verurteilt, als Tribade verbrannt zu werden – ein gnädiger Richter wandelte ihre Strafe jedoch in eine Männerstrafe ab und schickte sie ins Exil¹³.

Diese Beispiele machen deutlich, dass Frauen und Männer nicht als zwei anatomisch eindeutig zu unterscheidende Geschlechter angesehen wurden, sondern dass sie als äußerst delikate und schwer lesbare Abstufungen eines einzigen körperlichen Geschlechts galten, von dem jedoch zwei soziale Stände abhingen – ein männlicher und ein weiblicher Stand. Veränderungen in körperlichen Strukturen oder die Entdeckung, dass die Dinge nicht so waren, wie sie anfänglich schienen, konnten einen Leib aus dem sozialen Stand von Weiblichkeit in den höhergestellten Stand der Männlichkeit hinüberschieben. Mann-Sein bedeutete in diesem Geschlechtermodell, einem höheren Stand anzugehören und die damit einhergehenden gesellschaftlichen Privilegien zuerkannt zu bekommen:

*Ein Mann oder eine Frau zu sein, hieß während eines Gutteils des 17. Jahrhunderts eine soziale Stellung innezuhaben und eine kulturelle Rolle zu übernehmen; nicht jedoch, organisch das eine oder das andere von zwei Geschlechtern zu sein. Geschlecht (sex) war noch immer eine soziale und noch immer nicht eine ontologische Kategorie*¹⁴.

Bereits ein Jahrhundert später sollte diese Sichtweise auf die Geschlechter jedoch grundlegend an Gültigkeit verlieren und von einem gänzlich neuen Geschlechtermodell abgelöst werden.